

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 11 (1917)
Heft: 6

Artikel: Die Schweiz vor der Lebensfrage
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

suchen. Mögen darum auch die Eingeweide der Aktenschränke den Augen gewöhnlicher Sterblicher noch verborgen bleiben, es gibt genug andere Symptome, die den Zustand unserer Zeit erkennen lassen. Gerade während der Krankheit, d. h. während des Krieges muß die Diagnose gestellt werden und zwar nicht vom kühlen Historiker, der nachträglich sich Rechenschaft zu geben sucht, sondern von einem warm fühlenden Menschen, der mit innerster Seele miterlebt und mitempfindet. Hier redet weder der Historiker noch der Politiker, weder der Stratege noch der Diplomat, hier redet der Mensch, das menschliche Gewissen, nicht im Interesse eines Volkes oder einer Partei, sondern im Interesse der Menschheit. Es mögen noch manche „Bearbeitungen“ des Weltkrieges folgen im Stil von „Stegemann's Geschichte des Krieges“, wo die äußeren Tatsachen untersucht und zusammengetragen werden, — daß Burlinden die innere Seite in's Auge gefaßt hat, macht sein Werk zu einem einzigartigen; man möchte sagen, es ist das Buch über den Krieg. Es ist eine Tat, welche eine bessere Zukunft anbahnen hilft.

L. Stückelberger.

Die Schweiz vor der Lebensfrage.

Drei „Fälle“ haben in diesen Tagen die Schweiz aufgeregt, einer davon die halbe Welt. Drei Fälle sind es und doch im Grunde nur ein Fall: der Fall der Schweiz, der Fall aus dem Nebel des Hochmutes in Demütigung und Schande, der Fall aus dem Gespinnst der Lüge auf den Boden der Wahrheit, ein Fallen, das aber zum Aufstehen führen, ein politisches und moralisches Fallieren, das aber Gewinn werden kann.

1.

Wir beginnen mit dem schwachvollsten und zugleich unzweideutigsten der Fälle, dem Fall Mühlmann.

Er hat gezeigt, daß eine Amtsstelle, die in diesen Zeiten eine ganz besondere Wichtigkeit für die materielle Wohlfahrt und das moralische Ansehen der Schweiz besitzt, die Ueberwachungsstelle für unsere Ein- und Ausfuhr, ein Mittelpunkt wüster Korruption war. Der Ausdruck drängt sich im Angesicht der durch den Prozeß ans Licht gebrachten Tatsachen jedem ohne weiteres auf, dem Schreiber dieser Zeilen aber noch ganz aus besonderen Gründen. Als er vor Jahren an dieser Stelle von einer „gewissen Korruption“ sprach, der unsere herrschende Partei aus Mangel an genügender Opposition verfallen sei, und dabei, wie der Ausdruck selbst und der ganze Zusammenhang zeigte, nicht an das Geld, sondern an den Geist dachte, an eine gewisse geistige Verderbnis, da entstand in der Presse dieser Partei ein nicht kleiner Entrüstungslärm. Und nun haben sich unter der

absoluten Herrschaft dieser Partei während einer der schwersten Krisen, die unser Volk je durchgemacht, Zustände gebildet, die wir uns nicht hätten träumen lassen. Trotz allem Mißtrauen gegen unser herrschendes System hätten wir es Schwarzseherei, ja Verleumdung genannt, wenn Einer uns gesagt hätte, daß eine der allerwesentlichsten und allerheikelsten Abteilungen unserer Bundesverwaltung sich in eine solche Awafe verwandelt habe. Da lasen wir in diesen Jahren immer wieder, welch eine gewissenhafte und saubere Kontrolle über unserer Einfuhr und Ausfuhr walte. Es piffen es zwar die Späken von den Dächern, daß die Wirklichkeit ziemlich anders aussehe, aber die Zeitungen wußten es besser, und so war die sittliche Empörung nicht klein, wenn jemand an jener Herrlichkeit zu zweifeln wagte. Und nun erfährt alle Welt, daß jene wichtigen Dinge in so schmutzigen Händen lagen, nun sind neben dem einen ungetreuen Beamten, der seine Strafe erhalten hat, eine Anzahl von vielbedeutenden politischen Personen kompromittiert, nun ist das Mißtrauen erregt, daß der Schmutz noch viel weiter im Lande herum zu treffen sei. Wo bleibt da euer Hochmut, ihr helvetisch-patriotischen Tugendhelden?

Dieser Fall Mühlmann ist aber kein Zufall, nicht der Fall eines einzelnen Mannes und der Genossen seines Vergehens, sodaß man ihn beklagen und vergessen könnte; er ist vielmehr ein Symptom, ein Ausdruck allgemein vorhandener Zustände. Die Sache liegt wirklich so, daß nicht nur das Bundeshaus, sondern das ganze Land von diesem Schmutz besudelt ist. Schacher, Wucher, Erpressung, Gaunerei, kurz: Korruption, überfluten es wie ein stinkender Strom. In den Gasthöfen unserer großen Städte — und nicht nur in den Gasthöfen — drängen sich, wie jedermann weiß, neben den Diplomaten und Spähern die Schmuggler und Schieber. In dem einen Hotelzimmer klappert die Schreibmaschine eines Spions und im andern sitzen ein paar Gäuche zusammen und verabreden ein „Geschäft“, das Hunderttausende auf einen Schlag einbringt. Dazu stellt sich all das andere Volk ein, das von solchem Sündengeld immer angezogen wird. Diese ganze Gesellschaft füllt unsere Straßen und öffentlichen Orte. Wer die Ehre unseres Volkes nicht in ein paar durch die Straßen stelzenden „starken Männern“ erblickt und Organe für moralische gute Luft und moralische Reinlichkeit hat, dem müssen Auge und Lunge und Herz schmerzen ob diesem Anblick und Geruch. Aber wo hat man von einem kräftigen Widerstand von Behörden und öffentlicher Meinung gegen dieses Schind- und Schacherwesen gehört? Strafurteile die man las, klangen fast wie Belohnung. Ein Zentralbureau für die Förderung des Fremdenverkehrs war eine wichtigere Sorge unserer Bundesversammlung. Es steht eben so, daß nicht nur die fremden Vögel in jenem Sumpfe patschen, sondern auch die einheimischen. Es werden auch von Schweizern aus der Not des eigenen Volkes und der andern große Gewinne gemacht. Ehrenwerte Ausnahmen sind sicherlich vorhanden und jeder von uns kennt solche, aber rings um

sie her schießen neue Vermögen wie giftige Pilze aus diesem von Blut und Fluch gedüngten Boden. Wie wird ihr Geruch das Land verpesten! Was soll daraus für Gutes kommen? Bei all diesen Geschäften wird, wenn's irgend not tut, das Vaterland unbedenklich verraten. Auch hinter den „Sympathien“ steckt sehr oft nicht der Herzbeutel, sondern der Geldbeutel! Im Dienste dieses Internationalismus des Geldes und Schmutzes stehen direkt oder indirekt und wenn's auch nur durch den Handelsteil wäre, auch solche Zeitungen, die sich nicht genug über den Internationalismus der Sozialisten entrüsten können, der doch wenigstens dem Herzbeutel entspricht und keine Villa einträgt. Der „fromme“ Bauer aber fordert nach Anweisung seiner ebenso „frommen“ Führer von dem Städter Preise, die dieser als Ausnützung seiner Notlage empfinden muß.

Wie soll man sich da wundern, wenn kein Einschreiten, kein starker Widerstand gegen diese nationale Verschmutzung erfolgt? Die Kreise, von denen er ausgehen sollte, sind viel zu stark mit diesem ganzen System verbunden; sie mögen sich nicht ins eigene Fleisch schneiden. Wo sich's um Verdienen handelt, das ist der biedere Schweizer für Duldsamkeit. Er entschädigt dann sein Gewissen durch kräftiges Schimpfen über gewisse „Arämerböcker“ weit im Westen!

Das macht den Fall Mühlemann bedeutsam, daß darin das alte Krebsübel unseres Volkes aufbricht: die Geldgier, das point d'argent, point de suisse, und daß er einen tiefen moralischen Fall unseres Volkes anzeigt.

2.

Scheinbar auf ein ganz anderes Feld führt uns der Fall Graber und die Vorgänge in La Chaux-de-Fonds. Die Befreiung Grabers aus dem Gefängnis durch einen Volksaufstand und was sich daran vor und nachher an Aufregung und Krakehl angefügt hat, ist selbstverständlich eine Sache, woran gerade solche keine Freude haben können, die eine gründliche Veränderung unserer Zustände wünschen. Für sie bedeuten solche Vorgänge in den allermeisten Fällen bloß ein nutzloses Verpuffen von Kraft, die zu Besserem hätte gebraucht werden sollen. Das Ende ist gewöhnlich ein Triumph der reaktionären Gewalt. Man kann auf diesem Wege doch nicht zu Ende gehen. Aber wenn man nun über solche Ausbrüche der Anarchie klagen wollte, müßte man sich daran erinnern, daß sie zugleich wieder ein Zeichen sind, daß ein Sinn für wirkliche Ordnung und Gerechtigkeit im Volke lebt. Ein Mann, dessen Ehrenhaftigkeit auch loyale Gegner nicht bezweifeln können, hat als Redaktor einen ihm mitgeteilten Bericht über ein kleines militärisches Vorkommnis veröffentlicht, der sich dann in einem Punkte als unrichtig erwies. Er bekommt dafür acht Tage Gefängnis, während hohe Offiziere, deren Vergehen das seinige ungefähr soweit überragen, wie ein Berg einen Maulwurfshügel, entweder freigesprochen oder mit gerichtlicher Verhandlung so lange ver-

schont werden, bis die Sache fast vergessen ist. Solche Gefeklosigkeit erzeugt dann die andere. Das Ende aber ist die Gewalt. Man sendet während der Erntezeit 8000 Mann mit Maschinengewehren in ein Städtchen von 20,000 Einwohnern. Welch eine traurige Komödie! Entweder muß man diesen Soldaten sehr wenig oder den „Rebellen“ von La Chaux-de-Fonds sehr viel Geldentum zutrauen. Welch ein Bankrott für unsere Demokratie! Wenn der Antimilitarismus sich reißend schnell ausbreitet, so ist das die Frucht eines Systems, das nicht richtig gekennzeichnet ist, wenn man's „preußisch“ nennt, da es doch nur eine armselige Karrikatur der preußischen ist. Es ist halt so: je pygmäenhafter wir sind, desto stolzer werfen wir uns in die Brust und machen uns vor Göttern und Menschen lächerlich. Wie naheliegend wäre es in einem wirklich volkstümlich regierten und dazu so kleinen Lande gewesen, wenn einige der in Betracht kommenden obersten Magistraten hingegangen wären und mit dem „Volk“ und seinen Führern freundschaftlich und vertrauensvoll verhandelt hätten. Diese hätten die Ehre hoch zu schätzen gewußt und Vertrauen durch Vertrauen erwidert. Der Skandal wäre so in ein paar Stunden erledigt gewesen. Als ich bei einem berühmten Anlaß einem solchen modus procedendi das Wort redete, da erntete ich das Hohnlachen aller unserer kleinen und großen „staatsmännischen“ Wichtiguer. „Was, ein schweizerischer Staatsmann sollte mit solchen Leuten verhandeln? Sollte soweit hinabsteigen? Sollte so den Respekt vor der Staatsgewalt verleugnen?“ Daß ein Loyd Georg und ein Asquith es in ähnlichen Fällen so gehalten haben, macht diesen Magistraten keinen Eindruck. Was sind solche Leuten gegen uns? Was versteht ein Engländer vom Respekt und vom Regieren? Unsere Regierungsmagistraten sitzen auf Götterstühlen, von Wolken der Ehrfurcht umgeben; ein Wandeln unter dem „Volke“ ist nur an politischen Opfertagen, will sagen: Schützen- und Turnfesten, möglich. Ein solch volkstümlich herzliches, menschliches Verhältnis könnte ein Vorzug gerade kleiner Demokratien sein, statt dessen heißt es: je kleiner das Land, desto größer der König!

Wie damit schon angedeutet ist, sind auch die Vorgänge in La Chaux-de-Fonds s y m p t o m a t i s c h. Sie beleuchten den Verfall unserer Demokratie von der P o l i t i k, und zwar der innern Politik, her. Wir leben seit drei Jahren in einem Zustand halber und ganzer Gefeklosigkeit. Diese wird vor allem durch die Militärwirtschaft illustriert, die gelegentlich zur Militärherrschaft wird. Aber auch der Bundesrat geht diesen Weg. Er ist bei weitem der größere Anarchist, als die Sozialdemokratie. Er hat die unbeschränkten Vollmachten, die ihm in der Angst jener ersten Augusttage von 1914, auf Grund der herrschenden Annahme einer ganz kurzen Dauer des Krieges, übertragen wurden, ohne Not beibehalten, auch als die Lage ganz anders geworden war, die Bundesversammlung aber, deren Mehrheit längst jede Selbständigkeit verloren hat und ein allezeit gefügiges Werkzeug des Bundesrates geworden ist, hat weder Lust noch Mut gehabt,

Recht und Verfassung und Demokratie wiederherzustellen. So haben wir uns daran gewöhnt, in einer Autokratie zu leben, die den Namen der Demokratie trägt. Der Bundesrat hat in Kraft dieses anarchisch-autokratischen Zustandes Akte vollzogen, die nicht nur gegen ausdrückliche Bestimmungen der Verfassung verstießen, sondern auch des Scheines einer Begründung entbehrten und reine Handlungen einer Parteikommission waren. Wir haben hier vor allem die Verschiebung der Abstimmung über die Verhältnisswahl vor Augen. Diese wäre nach Gesetz und Recht seit Jahren fällig, der Bundesrat aber hat sie ad calendae graecas verschoben, mit der Begründung, daß in so aufgeregten Zeiten eine derartige Abstimmung schädlich sein müßte. Diese Begründung zeigt, was der Bundesrat einem dem System gegenüber zur völligen Kritiklosigkeit erzogenen Volke glaubt bieten zu dürfen. Es ist ja klar, daß gerade durch solche Akte Aufregung geschaffen wird, während gerade die Verhältnisswahl beruhigend hätte wirken können. Im Kanton Zürich ist während dieser aufgeregten Zeit diese Wahlart eingeführt worden, ohne daß das Vaterland im Geringsten in Gefahr geraten wäre. In England hat man mitten im Krieg das Wahlrecht geändert, das Frauenstimmrecht eingeführt und von der Einführung der Verhältnisswahl geredet. Der wirkliche Grund jener Maßregel war, daß sich die herrschende Partei durch die Wahlreform bedroht fühlt. Was soll man aber von einem Bundesrat halten, der einfach ein Organ der Parteipolitik wird? Der ist ja gar nicht unsere Regierung mehr, sondern bloß der Ausschuß der „freisinnigen“ Partei. Während fast überall sonst in diesen schweren Zeiten die Regierungen das Bedürfnis fühlten, sich durch Hinzuziehung der besten Kräfte der andern Parteien, die doch sozusagen auch zum Vaterland gehören, zu ergänzen, haben unsere sieben ungekrönten Könige diese Zumutung fast als Beleidigung empfunden. Ihnen genügte ihre eigene Weisheit völlig. Und doch wäre uns durch jene Maßregel wohl viel Schlimmes erspart geblieben. Das Verhältnis zwischen der deutschen und welschen Schweiz hätte sich gebessert, das Vertrauen zur Schweiz im Ausland gehoben. Inzwischen erfuhren wir blinden Untertanen von Staatshandlungen, an denen das Schicksal unseres Volkes hing, kein Wort. Die berühmte deutsche Note durfte der schweizerische Untertan nicht kennen, während der deutsche Bürger mitten im Kriege von allen wichtigen neutralen und feindlichen Noten Kenntnis erhält. Eine regelmäßige Diskussion der äußeren Politik (die es doch auch bei uns gibt) kennt man bei uns nicht, während sogar die russische Duma in ihren schlimmsten Tagen sie gekannt hat. Immer mehr kommt die Sitte auf, daß die Mehrheit ihr unbequeme Diskussionen einfach erwürgt, was dann die kantonalen Parlamente nachmachen.

So sind wir in der „freien Schweiz“ eine rechte Autokratie geworden. Daran ist vor allem die lange und zu sichere Herrschaft der Mehrheitspartei schuld. Diese wählt den Bundesrat, er ist

ihr Ausschuß, in ihm verkörpert sich ihre Herrschaft. Sie muß ihn daher durch dick und dünn verteidigen. Sie wird ihm gegenüber eine Marionette, genießt aber als Gegenwert die Vorzüge der Herrschaft. Das System verteidigt aber nicht nur in einzelnen Fällen sein Kind, es verherrlicht sich selbst mit allen Mitteln. An solchen fehlt es einer herrschenden Macht nicht. Da ist vor allem die Volksschule, die ganz überwiegend in ihrem Geiste geleitet wird; da ist sodann die Parteipresse, die, vollkommen diszipliniert, auf Befehl jede oppositionelle Person oder Richtung unschädlich macht, da sind die Beförderungen Gutgesinnter, was alles noch!

Das Volk wird aber auf diese Weise so zahm gemacht, daß Monarchen uns darob beneiden möchten. Es antwortet auf schwere Fehler seiner Magistraten willig mit bestellten oder unbestellten Vertrauenskundgebungen. Die Behörden, namentlich die obersten, werden in einen solchen Nebel von Weihrauch gehüllt, daß ein Wort der Kritik gegen sie als Blasphemie erscheint, und entsprechend wird eben alle Opposition schlecht gemacht. So darf man in sogenannten absolutistischen Ländern eher ein freies Wort gegen staatliche Einrichtungen und Zustände sagen, als bei uns, ohne Gefahr zu laufen, gesteinigt zu werden. So ist das „freie Schweizertum“ bei nicht Wenigen unserer Mitbürger zu einer eigenartigen Mischung von Hochmut und Servilismus geworden. Man ist servil gegen die Regierenden und gegen gewisse Völker und Personen, und man ist hochmütig gegen alle Andersdenkenden und auch gegen gewisse Völker. Inzwischen zeigen unsere Regierenden deutlich genug, wie wenig sie im Grunde auf dieses Volk halten. Es verdient auch nichts Besseres.

Durch dieses ganze System schadet sich die herrschende Partei selbst. Sie verliert das Salz, sie verfault. Es schaden sich die Behörden. Eine frische Kritik täte ihnen gut. Ein Fall Mühlemann käme dann nicht so leicht vor. Unser Volk kommt so im politischen Denken herunter, es verliert Temperament, Mark und Geist, es wird Philistervolk. Die Demokraten der übrigen Länder sehen mit Staunen auf das Land des Grütli und wir müssen uns, nachdem das bequeme Beispiel Rußlands dahingefallen ist, manchmal besinnen, bis wir Länder finden, wo Kraft und Lust der Freiheit, wahrhaft demokratischer Geist eine so kleine Kraft sind, wie bei uns. Wir sind der Freiheit müde geworden.

3.

Und nun endlich der Fall Hoffmann, der sensationellste von allen! Er wirft ein grelles Licht auf unsere äußere Politik, aber gleichzeitig auf gewisse innere Zustände, die damit zusammenhängen.

Hier muß nun zunächst der Tatbestand festgestellt werden. Während er in den andern Fällen so ziemlich auf der Hand liegt,

ist er hier umstritten. Es gibt eine Auffassung, die, wenn sie richtig wäre, diesem Fall keine große prinzipielle Bedeutung ließe. Darnach wäre Hoffmann einfach das Opfer eines unbedachten und ungeschickten Friedensversuches geworden, in dem Sinne, daß er durch Umbahnung von Verhandlungen zwischen Rußland und Deutschland den allgemeinen Frieden hätte herbeiführen wollen. Daß er dies Letzte wollte, mag vorläufig zugegeben sein, aber zunächst handelte es sich um den Separatfrieden zwischen Rußland und Deutschland, d. h. den Zentralmächten. Diese Auslegung scheint für jeden, der nicht die Tatsachen verhüllen will, die allein mögliche zu sein. Die Russen, auch die Sozialisten, die doch der Sache am nächsten standen, haben in der weit überwiegenden Mehrzahl diese Auslegung angewendet und daher Grimm aus Rußland ausgewiesen. Jede andere macht das Ganze sinnlos. Einen allgemeinen Frieden zu vermitteln hatte Hoffmann noch in den Tagen des Telegramms abgelehnt,¹⁾ weil der berühmte „psychologische Moment“ noch nicht gekommen sei. Grimm selbst war Vertrauensmann der Leninschen Gruppe, die auf einen raschen Frieden um jeden Preis hinarbeitet. Die Anfrage Grimms und alles Wesentliche an der Antwort Hoffmanns bezieht sich auf die Verhandlungen zwischen Rußland und Deutschland. Es werden Rußland Bedingungen gemacht, deren Annahme für Deutschland höchst vorteilhaft wäre und die ihm in Rußland einen beherrschenden Einfluß sicherten. Hoffmann stellt sich ganz offenkundig empfehlend dazu. Was er noch von Allgemeinem hinzufügt, ist dem gegenüber farblos und bedeutungslos. Hoffmann geht aber noch weiter: er läßt den Russen nach Besprechungen mit hervorragenden deutschen Persönlichkeiten sagen, daß es keine deutsche Offensive gegen Rußland geben werde, solange eine Verständigung mit Rußland irgend Aussicht habe.

Mache man sich klar, was das alles bedeutet. Es ist eine Parteinahme für Deutschland gegen die Entente, der gegenüber die Oberstengeschichte ein Kinderspiel wird. Ein russischer Separatfrieden gilt in den Augen der Entente als Ehrlosigkeit und schändlicher Verrat, und doch wohl nicht mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß Frankreich sich in diesen Krieg, in dem es fast verbluten muß, gestürzt hat, um Rußland das Wort zu halten. Er würde Rußlands Namen in zwei Dritteln der Welt mit schwer auszutilgender Schande bedecken. Er wäre ein gewaltiger Triumph für Deutschland und ein gewaltiger Schlag für die Entente. Wie das Ausbleiben der russischen Offensive den ganzen Frühjahrsfeldzug der Entente gelähmt hat, so bedeutete ein weiteres Stillliegen Rußlands für sie ungefähr so viel wie einige verlorene Schlachten. Hoffmann aber will dieses dazu veranlassen, dadurch, daß er ihm die aus

¹⁾ Durch den Mund einer Kommission.

autoritativer Quelle geschöpfte Versicherung gibt, es habe von Deutschland bis auf weiteres nichts zu befürchten.

Das alles mußte ein Mann wie Hoffmann ganz notwendig wissen. Es mußte ihm auch bekannt sein, daß die Arbeit der deutschen Diplomatie sich gerade auf diesen Separatfrieden konzentriert und daß sie dafür alle Mittel aufbietet. Er mußte wissen, was wir ja Alle wissen und keinen Augenblick vergessen. Da gilt nur ein Entweder — Oder. Entweder muß man Hoffmann zu einem unfähigen Kopf machen, der das ABC der Diplomatie nicht kennt, oder er hat die Tragweite seines Schrittes gekannt und hat im Namen der Schweiz die reichsdeutsche Politik gegen die Entente an einem der entscheidendsten Punkte unterstützt. Da das Erste von niemanden aufrecht erhalten werden wird, bleibt nur das Zweite übrig.

Damit wird nun gegen Hoffmanns Person weiter nichts gesagt. Wir nehmen bis zum Beweis des Gegenteils an, daß er in besten Treuen gehandelt habe, in dem Glauben, damit der Schweiz und der Welt am besten zu dienen. Er stand eben, wie es scheint, mit so vielen Anderen, mit seinem Fühlen und Denken auf Seiten der deutschen Auffassung der Dinge.

Wir halten allerdings dafür, daß er sich aufs Äußerste geirrt habe. Er hätte weder seinem Lande, noch der Sache des Friedens einen Dienst erwiesen, wenn sein Vorgehen Erfolg gehabt hätte. Das Gegenteil scheint uns auf der Hand zu liegen. Ein russischer Separatfrieden bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eine Verkürzung, sondern eine Verlängerung, dazu eine furchtbare Verschlimmerung des Krieges. Das durch diesen Frieden verstärkte Deutschland könnte viel länger aushalten und täte es gewiß auch, aber die durch Amerika verstärkte Entente würde deswegen nicht nachgeben. Die westlichen Demokratien und Mitteleuropa würden sich in erneuter Wut aufeinander stürzen. Der Einfluß der russischen Revolution auf die übrige Welt wäre gelähmt, die Revolution selbst wohl verloren. Die Hoffnung auf einen dauernden Frieden und ein neues Europa wäre stark vermindert. Der Militarismus setzte sich wieder neu in den Sattel. Darum fürchten sich auch viele Deutschen, denen die Zukunft Europas und auch ihres Vaterlandes mehr gilt als der Erfolg der Stunde, einen solchen Frieden. Wir brauchen nicht einen Frieden, sondern den Frieden. Wie wenig vollends der Schweiz mit einer solchen Entwicklung gedient wäre, liegt auf der Hand. Sie bedeutete neben der Verlängerung des Krieges die vermehrte Gefahr des Zerfalls. Hat Hoffmann wohl an die welsche Schweiz gedacht? Sein subjektiver, politischer und sittlicher Fehler bestand darin, daß er als Vertrauensmann des ganzen Volkes eine Politik trieb, die für einen großen Teil, ja vielleicht für die Mehrheit dieses Volkes (denn es machen keineswegs alle Deutschschweizer

die reichsdeutsche Politik mit) ein Gegenstand des Hasses ist. Man muß ja wohl annehmen, daß seine ganze bisherige Politik in diesem Fahrwasser lief. Vieles, was uns davon bisher nur halb verständlich war, wird unter diesem Gesichtspunkt klar.

Und welches ist nun die prinzipielle Bedeutung dieses Falles? Wir beginnen mit der Feststellung, daß in der deutschen Schweiz eine starke Tendenz besteht, die Tatsachen zu vertuschen, in der eiteln Annahme, daß man damit das Ausland betrügen könne, das doch ganz genau weiß (und längst gewußt hat!) wie die Dinge stehen. Uns hilft jetzt nach Innen und Außen nur die rücksichtslose Ehrlichkeit.

Aber es ist zu befürchten, daß uns dazu die Voraussetzung fehle: der Glaube an sittliche Mächte. Dieser ist eben dem Geschlecht, das jetzt die Geschicke der Schweiz bestimmt, in theoretischem und praktischem Materialismus verloren gegangen. Auch hier stoßen wir auf diese letzte Wurzel unserer Not. Aus diesem Grunde haben wir zu einer wahren Friedensaktion in großem Stil die Kraft nicht aufgebracht, aber den Frieden an einen Frieden verraten wollen.

Dieser Glaube ist in der Sozialdemokratie als Partei so wenig vorhanden als in der bürgerlichen Welt. Wie sich die sozialdemokratischen Zeitungen zum Fall Hoffmann stellen, ist äußerst interessant. Hätte es nur einen Fall Hoffmann gegeben, was für ein Agitationsstoff! Die große Pauke hätte sofort gewaltig gedöhnt. Aber nun ist der Fall Hoffmann mit einem Fall Grimm verbunden; nun muß man mit dem Proletarierhäuptling auch den Bürgerkönig herausreißen; nun redet das „Volksrecht“ genau wie die „Neue Zürcher Zeitung“. Schöne Ausblicke auf den Tag, wo dieses System einmal zur Herrschaft käme! Und dieser unser Robert Grimm, der in seinem Zimmerwald-Rientalschen Programm alle Bourgeoisien und ihre Regierungen in den Grund und Boden verdammt und sich von einer Junferregierung nach Rußland spedieren läßt und mit einem Bourgeoismagistraten zusammen den Frieden macht! Auch das gibt zu Betrachtungen Anlaß, die ziemlich weit führen. Wir nehmen sie vielleicht ein andermal auf.

Das ist es, was wir herausstellen wollten: es steht hinter diesem Ereignis die Tatsache, daß wir keinen rechten Geist mehr haben und darum auch keinen rechten Schweizergeist. Wir haben jenen Geist verloren, der allein Freiheitslust und Freiheitsmut möglich macht, den Geist eines echten Idealismus, eines geistigen Glaubens, der es mit Wahrheit und Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe gegen alle Weltmächte wagt. Wir haben viel zu lange und viel zu sehr Geld, Macht, nüchterne Schlaueit zu unserem Gott gemacht. Und weil wir keinen eigenen Geist mehr hatten, sind wir fremdem Geist verfallen, — was uns nicht hindert, große Patrioten zu sein.

*

*

*

An dieser Stelle wird auch klar, wie all die drei Fälle innerlich zusammenhängen. Der Geldgeist und der ihm verwandte Ungeist aller Art hat uns zur wahren Demokratie unfähig gemacht, und da wir im Innern keine rechte Demokratie mehr hatten, verloren wir auch für die äußere die schweizerische Orientierung. Alle drei Fälle sind ein Fall, der Fall der Schweiz. Es ist kein Zufall, daß sie kommen und mit einander kommen. Sie gehören zusammen. Wird es ein Erwachen, ein Aufstehen geben?

Daß die Frage gestellt wird, ist gut. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man sich bei allem Schmerz und Ekel über diese Ereignisse, von der Oberstengeschichte an bis zum Fall Hoffmann, freuen. Denn sie machen offenbar, was vorhanden ist. Sie zeigen, wo wir stehen. Es ist immer gut, wenn ein verborgenes Uebel kund wird; es ist immer gut, wenn die Wahrheit durch die Wolken bricht.

Wird sie dies wirklich? Darauf kommt nun alles an. Wird es uns gelingen, all die Verhüllungsversuche zu durchbrechen? Wird das Schweizervolk die Wahrheit einmal erfahren? Werden wir durch den Rordon unserer dem System verkauften Presse dringen können? Wer hilft dazu?

Es hängt Sein oder Nichtsein der Schweiz davon ab. Wenn sie jetzt nicht zum Leben erwacht, dann verfällt sie dem Tode. Zum Leben gehört freilich nicht bloß irgend eine politische Aenderung, ein neuer Bundesrat oder mehrere, Abschaffung der Willkürherrschaft in Zivil und Militär, auch nicht bloß eine Wiederherstellung und Neugestaltung der Demokratie, sondern — *ceterum censeo* — eine geistige Erneuerung von Grund aus.

L. Magaz.

Zum Schritt des Herrn Hoffmann.¹⁾

Der Realist spricht: Da ist wieder einmal ein Schweizer auf dem internationalen Parkett ausgerutscht, und zwar, fügen wir hinzu, Einer, der nicht hemdärmelig und mit Nagelschuhen ging.

Der Philister spricht: Oh, das war ein Fehler; es ist kaum faßlich, wie ein so gescheiter und kluger Mann einen solchen Fehler machen konnte. Ueberhaupt das Friedentisten! Es soll jeder zum Seinen sehen; das ist jetzt unsere, der Schweizer, Pflicht.

Nun, lassen wir sie reden! Das eine ist gewiß: wir trauen Herrn Hoffmann lauter Beweggründe zu; und nach den Beweggründen soll der Mensch beurteilt werden. Wir leben zwar noch nicht in einer Welt,

¹⁾ Wir veröffentlichen auch diese Aeußerung, trotzdem, oder vielmehr weil sie die Dinge anders auffaßt, als wir. D. Red.

Das ist aber ein Denken, wie es gerade dem innersten Wesen des reformierten Christentums entspricht und zum Aufbau einer neuen Schweiz, wie einer neuen Welt, am meisten nötig ist. Es wird uns um so hilfreicher sein, je mehr es von den Fragen und Nöten bewegt ist, die gerade aus dem Kampf der Gegenwart aufsteigen. Dies ist aber bei Neefer der Fall. Seiner ganzen Denkarbeit spürt jeder, der für solche Dinge Verständnis hat, die Wärme der Geburt aus diesem Feuer an, worin heute eine neue Welt geschaffen wird. Auch seine abstraktesten und entlegensten Gedanken haben diesen Sinn, daß sie die theoretische Bewältigung von sehr konkreten und praktischen Nöten sein wollen. Von solchen Denkern allein geht Leben aus. Darum möchten wir unsere Leser auf diesen Mann hinweisen und damit einen Plan wenigstens in Kürze ausführen, den wir seit Jahren in größerem Stil zu verwirklichen gedachten. Und zwar sind es keineswegs bloß die „Theologen“, an die wir denken. Wir empfehlen in den Neuen Wegen grundsätzlich nichts, das bloß für Theologen ist. Die Probleme, die Neefer behandelt, sind nicht Theologen- sondern Menschenprobleme und er tut es in einer Sprache, die jedermann verstehen kann, dem überhaupt die philosophische Behandlung solcher Dinge (und dazu das Französische) zugänglich ist.

Zwei Gesichtspunkte möchten wir noch hervorheben, die es uns ganz besonders nahe legen, auf diesen Mann aufmerksam zu machen. Den einen haben wir schon angedeutet. Neefer ist welscher Schweizer, dazu ein moderner Vertreter echt reformierter Art. Das ist aber der Boden, auf dem wir Schweizer vorläufig zu einer tiefsten Verständigung kommen müssen. Wir Deutschschweizer tun also gut, jede Gelegenheit zu benützen, das welsche Denken in seiner edelsten Gestalt und an seinen tiefsten Quellen kennen zu lernen.

Auch den zweiten Gesichtspunkt haben wir schon berührt. Neefer ist einer der Menschen, die sich besonders tief mit dem Kriege als einem religiösen Problem abgemüht haben. Er hat darüber Gedanken von großer Kühnheit ausgesprochen, denen nach unserer Ueberzeugung die Zukunft gehört.

Mögen diese Zeilen dazu dienen, daß einige unter unseren Lesern, die diesen Dingen nachgehen, aufmerksam werden, wenn ihnen der Name von Maurice Neefer begegnet. Ihm selbst aber wünschen wir ein edles Wachsen seines Werkes und den Raum dafür. L. R.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatz: „Die Schweiz vor der Lebensfrage“ im letzten Hefte sind einige Druckfehler stehen geblieben, die der Leser berichtigt haben wird. Dagegen soll ausdrücklich bemerkt werden, daß es S. 315 natürlich nicht heißen darf: „Regierungsmagistraten“, sondern „Regierungsmajestäten“.

Redaktion: Viz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.